

„Anhaltspunkt“ und „gläsernes Haus“

Empirische Ergebnisse zur öffentlichen Wahrnehmung des evangelischen Pfarrhauses¹

Gunther Schendel

“Point of Reference” and „Glass House“: Results of Empirical Studies on the Public Perception of the Protestant Parsonage. The assessment of a number of group discussions reveals that the parsonage still is seen as a symbolic space – as part of the ensemble together with church and parish hall. For purposes of reaching the pastor the use of telephone and email, however, has become part of the normal routine. The pastor’s family is no longer the object of public interest, the pastors themselves, however, are seen both as public figures following a conviction as well as humans who also need a private life and private space.

1. Pfarrhaus zwischen „Mythos und Wirklichkeit“

Zwischen „Mythos und Wirklichkeit“: In diesem Spannungsfeld wird „das evangelische Pfarrhaus“ auch im wissenschaftlichen Begleitbuch zur großen Pfarrhausausstellung verortet, die 2013/2014 im Deutschen Historischen Berlin stattfand.² Als Beleg für den *Mythos* lassen sich die Verse anführen, mit denen der württembergische Dichterpfarrer Eduard Mörike 1840 die Amtsstube in seinem Pfarrhaus beschrieb:

„Hier wohnt der Frieden auf der Schwel!,
In den geweißten Wänden hell.
Sogleich empfing mich sondre Luft,
Bücher- und Gelahrtenduft,
[...]
Da stehn in Pergament und Leder
Vornan die frommen Schwabenväter ...“³

-
- 1 Dieser Beitrag fußt auf dem Text eines Vortrages, den der Verfasser am 27.10.2014 in der Akademie Loccum bei der Tagung „Die Basis der Kirche“ hielt. Eine Vorfassung wurde am 15.5.2014 auf einer Leipziger Tagung der Sektion Religionssoziologie in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie zum Thema „Architekturen und Artefakte“ vorgestellt.
 - 2 Thomas A. Seidel / Christopher Spehr (Hg.), *Das evangelische Pfarrhaus. Mythos und Wirklichkeit*, Leipzig 2013.
 - 3 *Eduard Mörike, Der alte Turmhahn*, beispielsweise abgedruckt in: Ludwig Reiners: *Der ewige Brunnen*, Auflage München 1997, 603.

Hier zeichnet der Dichter in biedermeierlicher Manier ein idyllisches Bild. Aber wie sieht die *Wirklichkeit* aus? Natürlich gibt es auch heute noch idyllisch gelegene Pfarrhäuser mit Amtszimmern, die voll von Büchern stecken und eine gewisse Ruhe ausstrahlen. Doch das kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass gerade in den Kirchen immer wieder über das Pfarrhaus debattiert wird. In Zeiten des kirchlichen Strukturwandels sind auch die Fragen rund um das Pfarrhaus ein Dauerbrenner: Wie sieht es mit der Dienstwohnungspflicht aus – soll sie bleiben oder fallen?⁴ Was soll mit Pfarrhäusern geschehen, wenn sie nach Wegfall der Pfarrstelle nicht mehr gebraucht werden? Und wie kann das Leben im Pfarrhaus auch in Zukunft attraktiv gestaltet werden? Frauenreferate und Gleichstellungsstelle forderten kürzlich, für eine „plural[e] und geschlechtergerecht[e]“ Gestaltung zu sorgen,⁵ während andere, theologisch konservative Kräfte diese Pluralität der Lebensstile im Pfarrhaus gerade ablehnen.⁶

2. Die Pfarrhaus-Studien des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD – Auftraggeber und Design

Die skizzierten Debatten werden meist innerhalb der Kirche geführt; entscheidend sind hier oft kirchliche Akteure wie Kirchenleitungen, Pfarrerrinnen und Pfarrer oder Kirchenvorstände.⁷ Weil die Entscheidungen zum

4 S. z. B. *Lars Klehn*, Wohnsituation und Residenzpflicht, in: *Pastorin und Pastor im Norden: Antworten-Fragen-Perspektiven. Ein Arbeitsbuch zur Befragung der Pastorinnen und Pastoren der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Mecklenburgs, der Nordelbischen Evangelisch-Lutherischen Kirche und der Pommerschen Evangelischen Kirche*. Hg. von Gothard Maagard / Wolfgang Nethöfel, Berlin 2011, 82 – 85.

5 *Kristin Bergmann / Ursula Kress / Thomas Schollas*, Das Pfarramt plural und geschlechtergerecht gestalten, in: *DtPfrBl* 113 (2014), abrufbar unter: www.pfarrerverband.de/print/artikel.php?id=3697 (Abruf: 25. 3. 2015).

6 Pfarrdienstgesetz der EKD (PfdG.EKD), § 39 (1). – Zur Kritik der Konferenz Bekennender Gemeinschaften in der EKD sowie der Kirchlichen Sammlung um Bibel und Bekenntnis in der Ev.-Luth. Kirche in Norddeutschland siehe: Gleichstellungs-Anpassung der Nordkirche stößt auf Kritik (03.03.14), <http://www.medrum.de/content/gleichstellungs-anpassung-der-nordkirche-stoesst-auf-kritik> (Abruf: 25. 3. 2015).

7 Dementsprechend hat Klaus Raschzok kürzlich zwischen einem „kirchenamtlichen“ und einem „berufsständischen Diskurs“ unterschieden, der die Hauptdiskussion abbildet. Dagegen spielt das Thema Pfarrhaus seiner Analyse zufolge im „akademische[n] praktisch-theologischen Diskurs“, besonders in den „aktuellen Theorieansätzen zum evangelischen Pfarrberuf [...] nur eine marginale Rolle“ (*Klaus Raschzok*, Pfarrhaus und professionsspezifische Lebenskunst, in: Seidel / Spehr (Anm. 2), 176 u. 185. – Inzwischen wäre die von Raschzok durchgesehene theologische Literatur zum Pfarrberuf zu ergänzen durch den Aufsatzband *Jan Hermelink*, Kirchen leiten in Person. Beiträge zu einer evangelischen Pastoraltheologie (APrTh 53), Leipzig 2014. Hier ist auch ein 2009 an entlegener Stelle veröffentlichter Aufsatz zum Pfarrhaus wiederabgedruckt: Von der Vorderbühne zur Hinterbühne. Vermutungen über den Bedeutungswandel des pastoralen Wohnens, 145 – 150.

Thema Pfarrhaus jedoch auch die Gemeinden und darüber hinaus die öffentliche Darstellung der Kirche betreffen, haben in den vergangenen Jahren zwei Gliedkirchen der EKD, die Ev.-Luth. Kirche in Norddeutschland und die Evangelische Landeskirche in Württemberg, Studien zur *öffentlichen Wahrnehmung der Pfarrhäuser* in Auftrag gegeben. Mit der Durchführung der Untersuchung wurde das Sozialwissenschaftliche Institut (SI) der EKD beauftragt.

Weil zum Thema keine empirischen Untersuchungen vorlagen, mussten die in Auftrag gegebenen Studien von vornherein einen explorativen Charakter haben. Darum fiel die Entscheidung für ein qualitatives Design, und zwar für die Durchführung leitfadengestützter Fokusgruppen (im Sinne von Gruppendiskussionen).⁸ Mit dieser Methode können neben individuell verschiedenen Zugängen⁹ zu einem Thema vor allem auch „kollektive Orientierungen und Wissensbestände“¹⁰ zutage gefördert werden.

Zwischen Sommer 2013 und Frühjahr 2014 fanden in beiden Landeskirchen insgesamt 13 Diskussionen in Fokusgruppen statt.¹¹ Bei den Teilnehmenden (insgesamt 108¹²) wurde auf eine ausgewogene Geschlechterverteilung und eine Berücksichtigung aller Altersgruppen geachtet.¹³ Besonderes Augenmerk lag jedoch darauf, sowohl kirchenferne als auch kirchennahe Stimmen zu berücksichtigen. Entscheidendes Kriterium war hier nicht die formale Mitgliedschaft, sondern die Kenntnis kirchlichen Lebens und der Kontakt zur Kirche und zu kirchlichen Veranstaltungen.¹⁴ Zudem sollten die Fokusgruppen die verschiedenen Besiedlungstypen und Besonderheiten der Landeskirchen abbilden; darum fanden die Gruppendiskussionen sowohl im ländlich-dörflichen als auch im städtischen Umfeld statt (Mittelstadt, Großstadt). Im Fall der Nordkirche wurden auch der westliche und der östliche Teil gezielt berücksichtigt.¹⁵

8 Die Durchführung und erste Auswertung der Gruppendiskussionen lag bei der Beratergruppe Hohenzollern SIEBEN Hannover (Dr. Christian Hartmann). Vgl.: *Christian Hartmann / Gunther Schendel*, „In der Kirche ist es kalt, im Pfarrhaus ist es warm“. Das evangelische Pfarrhaus in seiner öffentlichen Bedeutung, in: *Evangelische Stimmen. Forum für kirchliche Zeitfragen in Norddeutschland*, 12/2013, 16–33.

9 *Aglaja Przyborski / Monika Wohlrab-Sahr*, *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*, München 2008, 147 f. (zum Fokusgruppeninterview).

10 A.a.O. 106 (zur Gruppendiskussion).

11 Sieben Fokusgruppen in der Nordkirche, sechs Fokusgruppen in der Landeskirche in Württemberg.

12 Nordkirche: 48 Teilnehmende (23 männlich und 25 weiblich); Landeskirche in Württemberg: 60 Teilnehmende (28 männlich und 32 weiblich).

13 Nordkirche: 6 unter 30 Jahre, 21 unter 50, 21 über 50 Jahre; Landeskirche in Württemberg: 7 unter 30 Jahre, 20 unter 50, 33 über 50 Jahre.

14 Nordkirche: 19 kirchennahe und 29 kirchenferne Teilnehmende; Landeskirche in Württemberg: 28 kirchennahe und 32 kirchenferne Teilnehmende.

15 In der Nordkirche fanden die Fokusgruppen in drei Großstädten (zwei im Westen,

3. Ein kurzer Rückblick: Die Geschichte des evangelischen Pfarrhauses

Bevor einige zentrale Ergebnisse der Studie vorgestellt werden sollen, erscheint ein kurzer und notgedrungen holzschnittartiger Blick auf die Geschichte des evangelischen Pfarrhauses sinnvoll. So wird das historisch gewachsene Profil dieser spezifisch protestantischen Einrichtung deutlich.

Luise Schorn-Schütte hat jüngst noch einmal zu Recht darauf hingewiesen: „Die Entstehung des protestantischen Pfarrhauses war eine sozial-, theologie- und frömmigkeitsgeschichtliche Zäsur für die europäische Frühe Neuzeit (16. – 18. Jahrhundert).“¹⁶ Es war von vornherein das „ausdrückliche Gegenmodell zum Amt des katholischen Priesters“¹⁷: Nicht mehr der Mönch in seinem Kloster, sondern der verheiratete Pastor mit seiner Familie war jetzt das Leitbild für die Existenz der Geistlichen. Emblematisch ist die Umwandlung des Grauen Klosters in Wittenberg in das Wohnhaus Luthers: ein Haus, das Leben und Arbeit, Gottesdienst und Bewirtung, Bildung und eine ansehnliche Hauswirtschaft miteinander verband. Durch die Reformation kam dieses Modell fast in jedes Dorf; die segmentäre Struktur der entstehenden Landeskirchen mit ihren Kirchengemeinden und Pfarrämtern machte es möglich. Die historischen Pfarrhäuser entstanden meist neben der Kirche, auf dem Dorf als Hofstelle mit Pfarrgarten und Pfarrland: In einer agrarischen Gesellschaft musste die Landwirtschaft einen Großteil des Lebensunterhaltes sichern.¹⁸

Im 18. und 19. Jahrhundert, als Industrialisierung und Ausdifferenzierung der Systeme die Gesellschaft grundlegend veränderten, bestanden Kirchenvertreter auf der besonderen Vorbildlichkeit des Pfarrhaus: „Das Pfarrhaus ist das Siegel auf die Predigt oder es ist die praktische Verkündigung des Evangeliums“, betonte 1861 ein preußischer Generalsuperintendent.¹⁹ Gemeinsam mit dem Pfarrer sollte auch die Pfarrfamilie ein exemplarisches christliches Leben repräsentieren. Auch das Privatleben sollte ein Teil der Verkündigung sein.²⁰

Zum traditionellen Pfarrhaus gehörte auch, dass zumindest bestimmte Teile öffentlich zugänglich waren: Im Pfarrhaus befand sich der Konfir-

eine im Osten), zwei Städten (eine im Westen, eine im Osten) und zwei Dörfern statt (eins im Westen, eins im Osten). Die Ortsnamen sind in diesem Beitrag anonymisiert.

16 *Luise Schorn-Schütte*, *Das ganze Haus. Evangelische Pfarrhäuser im 16. und 17. Jahrhundert*, in: *Seidel / Spehr* (Anm. 2), 37.

17 A.a.O., 43.

18 Diese Einnahmen bestanden aus Pfründen, mussten aber auch durch die Arbeit auf dem zugewiesenen Boden erwirtschaftet werden (a. a. O., 42 f.).

19 *Karl Büchsel*, *Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen*, Berlin ²1861, 154.

20 Zur potentiell problematischen und repressiven Seite dieser Vorstellung siehe *Gunther Schendel*, „Wenn Ihr durch die Züchtigung gereinigt sein werdet...“. Michael Hanekes Film „Das weiße Band“ und das evangelische Pfarrhaus, in: *DtPfrBl* 109 (2011), 471 – 476.

mandensaal, und das Amtszimmer – als Studierstube ein Ableger universitärer Bildung in jedem Ort – diente vielerorts auch der persönlichen Anmeldung zum Abendmahl. Manchmal wurde der „Friede“, von dem Mörike in seinem Idyll sprach, also auch unterbrochen – oder für Externe erfahrbar.

4. Das Pfarrhaus als „institutionalisierter Raum“

Wenn man das raumsoziologische Konzept von Martina Löw heranzieht, dann handelt es sich beim traditionellen Pfarrhaus um einen „institutionalisierten Raum“. Nach Löw wird jeder Raum durch zwei unterscheidbare Prozesse konstituiert, nämlich das „Spacing“ und die „Synthese“. Unter Spacing versteht sie das „Errichten, Bauen und Positionieren“²¹. Mit der Synthese verweist sie auf die „Wahrnehmungs-, Vorstellungs- und Erinnerungsprozesse“, durch die „Güter und Menschen zu Räumen zusammengefasst“ werden.²² Interessant an dieser Raumdefinition ist, dass sie nicht „dualistisch zwischen Raum und Körpern“ unterscheidet²³ – beim klassischen Pfarrhaus bilden ja Person und Gebäude eine bestimmte Einheit.

Institutionalisierte Räume haben eine Dauer über das „eigene Handeln hinaus“. Sie sind eben nicht nur das flüchtige Setting, das bei einer Rast auf der Wanderung entsteht. Sondern sie sind durch „genormte Syntheseleistungen“ und „Routinen“ geprägt²⁴ und in besonderer Weise durch „Regeln“ und „Ressourcen abgesichert“²⁵. All dies trifft für das traditionelle Pfarrhaus zu, wenn wir an administrative Maßnahmen wie die Pfarrhausrichtlinien²⁶, die kirchliche Bauunterhaltung und das Pfarrerdienstrecht denken. In den aktuellen Ausführungsbestimmungen zum Dienstrecht hat die EKD jüngst noch einmal eine bestimmte Definition des Pfarrhauses formuliert: das Pfarrhaus als „räumlicher Ausdruck der Untrennbarkeit von Amt und Person [...]“. Es ist also mehr als eine „bloße Wohnstätte für Pfarrerinnen und Pfarrer und ihre Familien.“²⁷

Bei den hier vorzustellenden Studien über die öffentliche Bedeutung des Pfarrhauses ist allerdings nicht die kirchliche Binnenperspektive von Belang. Vielmehr geht es um den Blick von außen: Welche Routinen, welche „Wahrnehmungs-, Vorstellungs- und Erinnerungsprozesse“ spielen hier in

21 Martina Löw, *Raumsoziologie*, Frankfurt a.M. 2001, 158.

22 A.a.O., 159.

23 A.a.O., 17, über das „absolutistische“ Raumkonzept.

24 A.a.O., 164.

25 A.a.O., 171.

26 Die aktuellen württembergischen Pfarrhausrichtlinien s. unter <http://kirchenrecht.kwue.de/showdocument/id/19448>

27 Empfehlung zu Fragen des Pfarrhauses, September 2002 (http://www.ekd.de/EKD-Texte/pfarrhaus_2002.html) (Abruf 27.3.2015), z. T. zitiert in der Begründung zum Pfarrdienstgesetz vom 10.11.2010, § 38, ABl. EKD 2010, 307.

Bezug auf das Pfarrhaus eine Rolle? Die Frage nach den Routinen ist auch deshalb interessant, weil sich das Spacing in den letzten einhundert Jahren vielerorts verändert hat: Neben die meisten westdeutschen Pfarrhäuser sind Gemeindehäuser getreten, die vereinskirchliche Aktivitäten, aber auch den Konfirmandensaal aufgenommen haben.²⁸ Gemeindebüros sind entstanden, an die ein Teil der Pfarramtsverwaltung delegiert wurde.

5. Ergebnisse der SI-Pfarrhaus-Studien

5.1. Erreichbarkeit

In den Fokusgruppen wird deutlich: Sowohl in der Nordkirche als auch in der Landeskirche in Württemberg spielt das Pfarrhaus praktisch keine funktionale Rolle mehr, wenn es um die tatsächliche Erreichbarkeit der Pfarrpersonen geht. Der Kontakt über das Gemeindebüro oder technische Lösungen wie das Telefon, der Anrufbeantworter und die E-Mail haben auch aus Sicht vieler Fokusgruppenteilnehmer den Gang zum Pfarrhaus abgelöst.

„[...] die erste Ansprechpartnerin ist ja immer das Gemeindebüro eigentlich mit der Pfarrsekretärin. Finde ich auch gut, die hat Öffnungszeiten, man kann auch notfalls per E-Mail sich melden, ansonsten gibt es ein Gemeindehaus, das rund um die Uhr bespielt ist“ (Landeskirche in Württemberg = LW: Großstadt 1).

Insofern haben sich hier neue Routinen eingespielt, die nicht mehr mit dem Pfarrhaus als einem örtlich platzierten Objekt²⁹, sondern mit einer medialen Kommunikationszentrale zu tun haben. Es wurde sogar die Meinung vertreten, dass die Pfarrpersonen „im Zeitalter von Handy und der Weiterleitung von Anrufen [...] unter Umständen mindestens ebenso erreichbar sind wie vor vierzig Jahren“ (LW: Großstadt 1).

Kontaktgründe sind meist die Anmeldung von Amtshandlungen wie Taufe, Trauung oder Bestattung. Hier reichen meist geregelte „Geschäftszeiten“. Anders verhält es sich offensichtlich in Notfällen, dann, wenn der „repetitive Alltag“³⁰ plötzlich unterbrochen ist. Für solche Fälle wird eine darüber hinausgehenden Erreichbarkeit gewünscht, auch „außerhalb der normalen Geschäftszeiten“ (Nordkirche = NK: Großstadt-Ost).

„[...] und wenn ich – Beispiel – in einer persönlichen Notsituation – ich sehe diese persönliche Notsituation, was auch immer, dann wäre mir das auch egal, dann will ich die auch um 22 Uhr gelöst haben.“ (NK: Großstadt-Ost)

28 *Martin Cordes*, Das Gemeindehaus als neuer kirchlicher Bautyp in einer Zeit des Wandels kirchlicher Arbeit, in: Jahrbuch der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte 111 (2012), 107 – 122.

29 Dazu *Löw* (Anm. 21), 198 ff.

30 A.a.O., 161.

Allerdings wird in den Fokusgruppen auch nüchtern darüber diskutiert, ob diese Erwartungshaltung heute noch realistisch ist (s. u., 5.3) – und ob Gemeindepfarrerinnen und Gemeindepfarrer noch die zentralen Ansprechpersonen sind.³¹ Abgesehen davon gibt es jedoch auch bestimmte Erwartungen an ein Spacing, das dem Notfall entspricht. Eine Vorstellung ist, dass das Pfarrhaus „in einer Notsituation“ leicht auffindbar und erreichbar sein sollte, ohne „Hindernis“.

„[...] ich bin ja in einer Notsituation und jeder Schritt, den ich mache, der ein Hindernis noch im Weg hat, kann mich davon abhalten dahinzugehen.“ (LW: Stadt 2)

Aus der Sicht eines Teilnehmers spricht das für die Ensemble-Lage, also die Lage des Pfarrhauses neben der Kirche.³²

5.2. Ensemble-Lage

Die Ensemble-Lage ist die klassische Form des Spacing: Pfarrhaus, Kirche, Gemeindehaus, evtl. auch noch eine Kindertagesstätte zusammen gruppiert. So sahen dann auch repräsentative Baulösungen aus, die diese Elemente in der Hoch-Zeit der Gemeindezentren in den 1960er und 1970er Jahre mehr oder weniger einladend um einen Platz gruppierten (Campuslösungen).³³ Diese Ensemble-Lage begegnet auch in den Fokusgruppen als Wahrnehmungsroutine: Es sind Vorstellungen von „Komplettheit“ und einem „Zentrum“ als „Einheit“, die hier eine Rolle spielen.

„Es gibt so eine Komplettheit, wenn alles so beieinander ist“ (LW: Dorf 2).

„Was heißt eine Einheit? (...) Ein Gelände mit Gemeindehaus, Kirche, Kindergarten, halt ein Zentrum.“ (FG LW: Großstadt 1)

Die funktionale Differenzierung der kirchlichen Angebote, die die Differenzierung der kirchlichen Gebäude signalisiert, wird auf die Vorstellung von „Einheit“ zurückgeführt. Dazu gehört auch die Vorstellung, dass das Pfarrhaus dann keine abgeschottete „private Sphäre“ ist.

„Ich finde das auch unter dem Aspekt der Hemmschwelle besser, wenn die Kirche daneben ist. Ich nähere mich einem kirchlichen Raum, der immer frei, öffentlich zugänglich ist, zumindest vom Empfinden her, und wenn ich ein abgesetztes Pfarrhaus habe, betrete ich eine private Sphäre, wo ich vielleicht Hemmungen

31 Als andere Ansprechpartner_innen werden kirchliche funktionale Dienste, aber auch Ärzt_innen und Psycholog_innen genannt.

32 In einer Fokusgruppe sprach eine teilnehmende Person davon, dass sie die Pfarrperson nie im Neubaugebiet suchen (nach Verlegung des Pfarrhauses aus der Ortsmitte) (LW Dorf 1).

33 So die Formulierung im Aktenstück Nr. 50 der 24. Landessynode der hannoverschen Landeskirche zur Zukunft der Pfarrhäuser, Hannover 2009, 7.

habe, hinzugehen zu Leuten, ich könnte ja stören und deshalb, wenn ich in einem Refugium eines kirchlichen Umfeldes bin, dann ist das ganz normal.“ (LW: Stadt 2)

Das Ensemble ist „kirchlicher Raum“, und die mit einem Kirchengebäude „zumindest vom Empfinden her“ verbundene Vorstellung von Zugänglichkeit wird dann auch auf das Pfarrhaus übertragen: Im „kirchlichen Raum“ spielt die Differenzierung zwischen öffentlich und privat offensichtlich nicht die sonst übliche Rolle.

Im großstädtischen Kontext wird die Bedeutung des Kirchturms als Orientierungspunkt angesprochen. Aber zugleich ist auch strittig, ob es nicht ausreicht, wenn sich lediglich das Gemeindehaus direkt neben der Kirche befindet: „[...] aber das Pfarrhaus muss, glaube ich, nicht unbedingt da mit sein.“ (NK: Großstadt-West 1) Hier drückt sich die gewachsene und selbstständige Bedeutung des Gemeindehauses aus: Es „ist bekannter, weil da öfter Veranstaltungen stattfinden, öffentliche Veranstaltungen auch [...]“ (NK: Großstadt-West 1).

Daneben spielt der Gedanke der „Einheit“ auch noch in einem anderen Zusammenhang eine Rolle, nämlich mit Blick auf den Siedlungskern. Besonders aus ländlicher Sicht gehört das Pfarrhaus zu einem räumlichen Ensemble der Grundversorgung („Metzger, Pfarrhaus, Bäcker“ [LW: Dorf 1]). Die Bedeutung dieses Ensembles wird gerade beim Wegfall deutlich: „Früher war Kirche, Wirtschaft, Pfarrhaus, Rathaus usw. Das ist alles leer heute.“ (LW: Stadt 1)

5.3. Dienstwohnungspflicht?

Die Dienstwohnungspflicht wird in den Fokusgruppen zum Teil recht kontrovers diskutiert. Auf der einen Seite steht ein Argumentationsstrang, nach dem das Wohnen im Pfarrhaus ganz selbstverständlich zu den Rollenverpflichtungen gehört. Dabei wird auf andere Bewohnerinnen bzw. Bewohner von Dienstwohnungen verwiesen („Der [US-]Präsident muss auch im Weißen Haus wohnen“ [NK: Großstadt-West 2]), wobei aber auch deutlich wird, dass die Pfarrpersonen mit ihrer Dienstwohnungsverpflichtung inzwischen relativ alleine dastehen. Darum kehrt in mehreren Fokusgruppen eine spezifisch theologische Begründung immer wieder, nämlich der Hinweis auf die „Berufung“ bzw. ein spezifisches Profil des Pfarrberufs:

„Also ich finde das schon super, wenn der Pfarrer auch in dem Haus ansässig ist, wo die Kirche ist. Das gehört für mich auch zusammen. Und ich glaube auch, wenn jemand so einen Job wählt, dass es eher eine Berufung ist, also dass der weiß, dass das keine acht Stunden sind und danach ist frei, sondern dass der wirklich verfügbar ist für seine Gemeinde.“ (NK: Großstadt-West 1)

„[...] dann ist das ein Stück weit seine Aufgabe, er muss dann auch präsent sein, das ist ein Stück weit der Auftrag seines Herrn“. (LW: Dorf 2)

Hier wird das Pfarrhaus als Inbegriff für Verfügbarkeit, für Präsenz gesehen. Als „feste Institution“ weist das Pfarrhaus der Pfarrperson einen festen Ort zu (NK: Großstadt-West 1); das Pfarrhaus wird so zum „Anhaltspunkt“ (NK: Großstadt-West 1). Aus dieser Perspektive ist es sogar eine „[Arbeits-]Erleichterung, wenn er [der Pfarrer] in der Nähe von der Kirche wohnt.“ (NK: Großstadt-Ost)

Daneben gibt es jedoch einen zweiten Argumentationsstrang, der den Sinn und die Berechtigung der Dienstwohnungspflicht kritisch befragt. Die Bedenken gelten zunächst dem Pfarrhaus selbst. Gerade kirchlich Engagiertere verweisen auf die Größe, den Energieverbrauch und den zum Teil renovierungsbedürftigen Zustand älterer Pfarrhäuser: Hier herrscht Verständnis dafür, dass solche Pfarrhäuser nicht nur eine finanzielle Belastung darstellen, sondern auch der veränderten Lebenswirklichkeit nicht mehr gerecht werden:

„Ich glaube aber, das Rollenbild ändert sich, also wenn ich da hingeh, das sind ja bei uns ledige Pastorinnen, was sollen die eigentlich mit so einem Riesenhaus noch?“ (NK: Großstadt-West 1)

Kritisch wird von einigen Teilnehmenden auch die „Totalrolle“³⁴ gesehen, die die Dienstwohnungspflicht den Pfarrerinnen und Pfarrern implizit oder explizit zuweist. Diese Kritik wird zum Beispiel deutlich, wenn jemand, der mit einem Pfarrerehepaar bekannt war, das „Recht auf Privatleben“, auf Erwerb von „[Wohn-]Eigentum“ und auf eine „Bleibe“ betont, bei der Pfarrperson und Familie „nicht vor Ort unter Beobachtung stehen“ (LW: Großstadt 2) (s. u., 5.4). Damit wird eine Rollenerwartung hinterfragt, die das Amt, die Zuweisung einer Dienstwohnung und die Erwartung der Verfügbarkeit auf spezifische Weise miteinander verbindet.

Zentraler ist in den Fokusgruppen allerdings die Frage, ob das Pfarrhaus die einzige Möglichkeit darstellt, um die Präsenz der Pfarrpersonen sicherzustellen. Von der Bedeutung der technisch vermittelten Erreichbarkeit war ja schon die Rede: Die technischen Möglichkeiten machen es weniger wichtig, ob die Pfarrperson in einem vorgesehenen Pfarrhaus wohnt oder nicht. Die Adresse, so der Tenor in einer Fokusgruppe, ist im „Internet“ recherchierbar (LW: Dorf 1); entscheidend sind – so eine Äußerung aus einer anderen Fokusgruppe – die Erreichbarkeit und die Qualität der Arbeit:

„Das ist viel wichtiger weil dann ist es wurscht, wo der wohnt wenn ich weiß: Ich kann den erreichen. Dann ist mir das egal, ob der im Pfarrhaus wohnt oder da oder

34 Michael Klessmann, *Das Pfarramt. Einführung in die Pastoraltheologie*, Neukirchen 2012, 125.

da und er macht gute Arbeit. Das ist viel wichtiger als sein Wohnort.“ (LW: Großstadt 2)

Öffentliche Präsenz und Erreichbarkeit sind hiernach prinzipiell auch ohne Zuweisung eines Pfarrhauses möglich. Dabei gehören die modernen elektronischen Kommunikationsmittel für einige Teilnehmende bereits dermaßen zu ihrem Alltag, dass in manchen Fokusgruppen ernsthaft über den Einsatz von Chatmöglichkeiten oder von Skype diskutiert wird. Hier wird die Bereitschaft signalisiert, die Kommunikation aus einem einheitlichen Raum zu lösen und sich verstärkt auf „imaginär verknüpfte Räume“ einzulassen³⁵ – wobei hier ein Medium wie Skype noch die Anmutung einer „Face-to-face“-Kommunikation sichern soll (LW: Dorf 1).

Welche Rolle spielt die Wohnung einer Pfarrperson, die nicht im Pfarrhaus wohnt? Ist dieses Objekt dann wirklich nur der Ort des Privatlebens? In einem Interview wird nicht ausgeschlossen, dass auch eine solche Privatwohnung wieder ein relevanter öffentlicher Ort wird:

„Wenn die Pastorin oder der Pastor gute Arbeit macht und bekannt ist durch seine anregenden Predigten und seinen Umgang mit den Leuten, dann wird man ihn oder sie bald kennen. Und dann ist es auch irgendwie egal, wo er wohnt. Dann werden sie irgendwann wissen, er wohnt da oder sie wohnt da. Dann wird es nicht automatisch zum Pastorat, aber es wird zu dem Haus, in dem unser Pastor wohnt.“ (NK: Dorf-West)

Hier wird es für möglich gehalten bzw. erhofft, dass sich nach der Auflösung der alten Kopplung von Person und Pfarrhaus neue Routinen und eine neue Synthese einstellen: Das neue Haus wird zwar „nicht automatisch zum Pastorat“, ist aber – jedenfalls bei einer kommunikativen und charismatischen Pfarrperson – doch bald mehr als eine Privatwohnung. Diese Argumentation bestätigt die in der Pastoraltheologie längst beschriebene „zunehmende Bedeutung“ der Pfarrperson, und zwar in dem Sinne, dass die Person wichtiger als das Amt wird.³⁶ Und auch das Augenmerk auf die öffentliche Rolle der Pfarrperson als „religiöses Symbol“ erhält hier Unterstützung.³⁷

Allerdings zeigt die Diskussion in anderen Fokusgruppen, dass die neuen Routinen sich auch in der Kleinstadt keineswegs von selbst einstellen. Das gilt selbst bei der Einrichtung und Ausweisung eines neuen „Pastorats“, das mühsam um seine Bekanntheit kämpfen muss (NK: Stadt-West). Aus einer Fokusgruppe kommt ein Kompromissvorschlag, der an bisherige Routinen anknüpft, aber auch dem Interesse an Privatheit Rechnung tragen will: „[...] der Pfarrer hat sein Büro im Pfarrhaus und seine Wohnung woanders. Und dann würde das alles zusammenpassen, finde ich.“ (LW: Dorf 2)

35 Löw (Anm. 21), 93 (diese Bezeichnung gilt schon fürs Telefon).

36 Klessmann (Anm. 34), 112.

37 Hermelink (Anm. 7), 255.

5.4. Leben auf dem Präsentierteller

Gerade im dörflichen Kontext ist das Pfarrhaus aus Sicht der Fokusgruppen-Teilnehmer „wie ein gläsernes Haus“ (LW: Dorf 2). Dagegen ist in der Stadt die Lage des Pfarrhauses oder der Pfarrwohnung oft gar nicht bekannt. Im dörflichen Bereich wird jedoch von einer erheblichen „soziale[n] Kontrolle“ ausgegangen, und zwar unabhängig davon, ob die Pfarrperson im Pfarrhaus oder „im Neubau wohnt“ (LW: Dorf 1). Und diese soziale Kontrolle, so die Einschätzung aus einem anderen Dorf, schließt auch die Pfarrfamilie „bzw. [...] die Kinder“ mit ein (LW: Dorf 2).³⁸ Hier ist das „ganze Haus“ im Blick.

Zu dieser Außenansicht passt auch die Innenansicht aus dem Pfarrhaus: Knapp 54 Prozent der Pastorinnen und Pastoren aus der Nordkirche verbinden das Pfarrhaus mit einem Leben auf dem Präsentierteller.³⁹ Diese empirischen Ergebnisse müssen nicht besagen, dass die Sozialkontrolle tatsächlich so stark ist wie gedacht. Sie besagen erst einmal nur, dass innerhalb und außerhalb der Pfarrhausmauern eine bestimmte Vorstellung existiert, in der sich immer noch Nachwirkungen der alten herausgehobenen Stellung von Pfarramt und Pfarrhaus vermuten lassen.

In den Fokusgruppen wird kontrovers diskutiert, ob die Pfarrpersonen diese Sozialkontrolle mit anderen exponierten Vertretern der örtlichen Gesellschaft teilen. Einige Teilnehmende vermuten, dass diese Kontrolle „bei einem Pfarrer noch extremer [ist] als bei einem anderen ...“ (LW: Dorf 1). Andere relativieren diese exponierte Stellung, indem sie die Pfarrpersonen auf eine Ebene mit weiteren Personen in einer relevanten „Position“ stellen:

„Ich glaube, wenn man eine Position hat, in der man gekannt wird, egal welche Position man hat, wird man beobachtet. Ob es der Lehrer, der Arzt oder der Schlachtermeister ist, der ein großes Haus hat. Ich denke, dass es auch daran liegt, nicht nur alleine am Pfarrer.“ (LW: Großstadt 2)

5.5. Besondere Vorbildlichkeit?

Zur Rolle der Pfarrperson gehört traditionell eine „angesonnene Vorbildlichkeit“⁴⁰; sie schlägt sich in den Erwartungen an ein exemplarisches Leben im Pfarrhaus nieder. Diese Erwartungen werden zum Teil noch artikuliert, erfahren aber auch eine Umformung und Problematisierung.

Wo ein eher traditionelles Bild von der Vorbildlichkeit der Pfarrperson vorherrscht, wird von der exemplarischen Befolgung der „Gebote“ ausge-

38 Dies wurde gerade in Württemberg betont.

39 Lediglich 22,2 % der Befragten bringen das Pfarrhaus *nicht* mit dem „Präsentierteller“ in Verbindung (Pastorin und Pastor im Norden, [Anm. 4], 16).

40 *Volker Drehsen*, Die angesonnene Vorbildlichkeit des Pfarrers, in: PTh 78 (1989), 88 – 109.

gangen, zu der die „Berufung“ verpflichtet (LW: Großstadt 2). Ein weiterer Maßstab ist „das Wort das er predigt, [...] damit das Vertrauen bleibt“. Bemerkenswert ist, dass die „Familienmitglieder“ von dieser besonderen Vorbilderwartung ausgenommen werden (LW: Dorf 2). Das gilt auch für die Frau eines Pfarrers: Vorstellungen von einer Mitwirkung in der Gemeinde werden nur noch zurückhaltend artikuliert, während entsprechende Erwartungen deutlich abgewiesen werden: „Wir müssen uns davon verabschieden von dieser Sicht“ (LW: Stadt 1). Die Erwartung an Vorbildlichkeit fokussiert sich jetzt also zentral auf die Pfarrperson, nicht mehr so sehr auf das „ganze Haus“.

Wirklich bemerkenswert ist jedoch, welche inhaltliche Umwandlung die Vorbilderwartung erfährt. Die Umakzentuierung, die hier stattfindet, zeigen konträre Statements aus einer Fokusgruppe. Während ein Diskutant (offenbar mit katholischem Hintergrund) auf der Amtsfunktion beharrt („Der Pfarrer ist in erster Linie mein Pfarrer“), hält jemand anderes dagegen: „Nein, der ist in erster Linie ein Mensch und dann in zweiter Linie ist er Pfarrer“ (LW: Großstadt 2). In diesem Statement wird die Pfarrperson im Wesentlichen als „Mensch“ gesehen. Welche Folgen hat eine solche Umakzentuierung für die Vorbilderwartung? An mehreren Stellen zeigt sich die Vorstellung vom vorbildlichen Umgang mit eigenen Schwächen und Fehlern, wenn die Pfarrpersonen nicht mehr an starren Erwartungen gemessen werden sollen:

„Heute nicht mehr. Dass sie auch Fehler haben und nicht immer dieser Vorbildwirkung gerecht werden, das macht sie für uns sympathischer und menschlicher. Die können sich ja nicht immer präsentieren, als wären sie total vollkommen.“ (FG Groß-Pankow)

Die Vorstellung, die sich hier abzeichnet, ist die von Authentizität, die dann auch wieder neue Brücken und Kontakte ermöglicht:

„[...] jemand der authentisch lebt, das bedeutet ja auch, es spielt keine Rolle wie ich bin, ich bin aber so wie ich bin. Das hat eine positive Außenwirkung, die auch Kontakte ermöglicht.“

Diese Authentizitätserwartung kann Pfarrpersonen natürlich auch in eine „Authentizitätsfalle“⁴¹ führen; hier soll zunächst deutlich werden, dass bei der Frage nach der Vorbildlichkeit offenbar Veränderungen im Gange sind.

41 *Klessmann* (Anm. 34), 117.

5.6. Gleichgeschlechtliche Beziehungen im Pfarrhaus?

Ein Testfall für die Frage nach der Vorbildlichkeit ist die Einstellung zu gleichgeschlechtlichen Beziehungen im Pfarrhaus. In den Fokusgruppen spielen drei unterschiedliche Haltungen und Argumentationsstränge eine Rolle: Toleranz bzw. Duldung („Ich müsste mich dran gewöhnen, aber ich habe auch nichts dagegen“ [LW: Großstadt 2]), eine Kombination mit der Authentizitätserwartung („Man darf es nur nicht verheimlichen“ [NK: Großstadt-West 2]) und Widerspruch, der auf fremde oder auch auf eigene Bedenken verweist.

Was die Bedenken angeht, so wird oft auf die imaginierten Einwände anderer verwiesen: Meist wird in diesem Zusammenhang „die ältere Bevölkerung“ „auf dem Land“ genannt (LW: Großstadt 2). Eigene Bedenken kulminieren in der Vorstellung vom Pfarrhaus als einem „christliche[n] Haus“ und der Haltung, dass ein homosexueller Pfarrer nicht „in einem evangelischen Pfarrhaus leben kann“. Im Hintergrund stehen hier bestimmte Vorstellungen von der Bibel und von „Sünde“ (LW: Dorf 1). Hier ist die Vorstellung, dass an das Leben im Pfarrhaus ganz besondere, religiös begründete Maßstäbe angelegt werden sollten.

Die Gegenposition dazu lautet: [...] dem Pfarrhaus tut es [das Faktum einer gleichgeschlechtlichen Beziehung im Pfarrhaus] auch keinen Abbruch“. Hier wird das gleichgeschlechtliche Zusammenleben als Teil der „Privatsphäre“ verstanden, soll aber nach einigen Diskutanten auch dort verbleiben („Das gehört hinter geschlossene Tür“ [LW: Großstadt 2]). Insgesamt überwiegt in den Fokusgruppen die Toleranz bzw. die Duldung, zum Teil unter Hinweis auf das veränderte gesellschaftliche Klima.

Diese Haltung entspricht auch den repräsentativen Daten aus dem aktuellen Religionsmonitor: Danach befürworten 87 Prozent der Konfessionslosen und 78 Prozent der Evangelischen, dass die Ehe zwischen gleichgeschlechtlichen Partnerinnen bzw. Partnern möglich sein soll.⁴² Hier zeigt sich ein Wertewandel, der mit Blick auf das Pfarrhaus offenbar mit der Bereitschaft zu neuen Vorstellungsprozessen verbunden ist. In einer Fokusgruppe wurde die Anstellung gleichgeschlechtlicher Pfarrpersonen sogar als „Chance“ für ein neues, moderneres Image der Kirche verstanden: „Ich würde die Kirche in einem komplett anderen Licht sehen, da wäre die auf einmal viel interessanter für mich“ (LW: Dorf 1).

42 Detlef Pollack / Olaf Müller, Verstehen was verbindet. Religiosität und Zusammenhalt in Deutschland (Religionsmonitor 2013 der Bertelsmann Stiftung), Gütersloh 2013, 25 (http://www.religionsmonitor.de/pdf/Religionsmonitor_Deutschland.pdf; Zugriff: 27. 3. 2015).

5.7. Bilder und Assoziationen zum Pfarrhaus

Nach Löw sind es „Wahrnehmungs-, Erinnerungs- und Vorstellungsprozesse“, die einen Raum mit-konstituieren.⁴³ Von daher ist auch die Frage nach den Bildern und Assoziationen von Bedeutung. In Württemberg ist das Bild teilweise recht deutlich durch repräsentative Pfarrhäuser geprägt: das Pfarrhaus als „Aushängeschild“, das was her macht, als „großes Haus“ (LW: Großstadt 1) mit „hohen Räumen“, die aber auch „kalt“ sind (LW: Stadt 2). Hier kommt die bürgerliche Tradition in den Blick; durch Gestaltung und Materialität wurde bei historischen Pfarrhäusern eine gewisse Symbolwirkung angestrebt.⁴⁴ Durch die (zum Untersuchungszeitraum aktuelle) Diskussion um den Bischofssitz von Limburg kam in den Fokusgruppen allerdings auch die Frage nach der „Verhältnismäßigkeit“ zur Sprache (LW: Dorf 1 u. 2). In der Nordkirche wird eher die ländliche Idylle beschrieben, mit Backstein, Fachwerk und Garten (NK: Großstadt-Ost). In all diesen Bildern schlagen sich natürlich bestimmte generalisierte Vorstellungen nieder. Dazu gehört auch die Vorstellung, dass das Pfarrhaus ein Ort „der Bildung“ ist (LW: Dorf 2):

„Zum Pfarrhaus gehört eine große theologische Bibliothek vom Pfarrer. Sieht man dann teilweise von außen, die vielen Bücher, sieht immer schön aus.“ (LW: Großstadt 1).

Daneben sind an Pfarrhäuser biographische Erinnerungen geknüpft. Das zeigt ein Gesprächsgang aus der Nordkirche: Für jemanden, der in seiner Kindheit mit dem Pfarrerskind befreundet war, der den Kindergarten in der Pfarrscheune besuchte und dann in das Pfarrhaus zum Konfirmandenunterricht ging, ist das Pfarrhaus bis heute „ein zentraler Punkt“ (NK: Dorf-West). Auch andere aus der Fokusgruppe erinnern sich an ihre Konfirmandenzeit im Pfarrhaus, und dabei spielen Bewegungsroutinen und die Anordnung von Personen eine Rolle: die Frage, wo sich der Eingang befand, wie groß der Raum war, und die Erinnerung, dass der Pastor „vorne“ stand. Auch ein Umbau vor zwanzig Jahren ist noch präsent, die Neuaufteilung der Räume. Dieses Beispiel macht deutlich, wie ein Pfarrhaus – hier natürlich in einer Ensemblelage – Teil der eigenen Lebensgeschichte werden kann. (NK: Dorf-West).

Zugleich wird mit Pfarrhäusern auch eine bestimmte Atmosphäre verbunden. Von einigen wird sie als „warm“ beschrieben: das Pfarrhaus als „warmer Ort, wo ich hingehen kann“ (LW: Großstadt 1). Eine weitere Assoziation ist „nostalgisch“, eine Atmosphäre, in der es „leichter fällt sich zu öffnen, und man sich dann eher heimelig [...] oder aufgehoben fühlt“ (LW:

43 Löw (Anm. 21), 159.

44 Zum Zusammenhang von Materialität und Symbol siehe a. a. O., 191 – 194.

Großstadt 1). Das „Pfarrhaus hat einfach einen anderen Charakter“, wobei dieser Charakter allerdings davon abhängt, dass dort eine Pfarrperson wohnt (LW: Dorf 2). Das Pfarrhaus kann sogar als „Gotteshaus“ bezeichnet werden, doch ist diese „ursprüngliche Bedeutung“ auch etwas Flüchtliges: Jemand befürchtet, dass sie bei einem Verkauf des Pfarrhauses „schnell verloren“ geht (NK: Stadt-West).

Deutet sich in solchen Voten eine heterotopische Bedeutung des Pfarrhauses an? Im Anschluss an Michel Foucault und Martina Löw ließe sich das Pfarrhaus als „Krisenheterotopie“ bezeichnen,⁴⁵ hier im Sinne eines potentiellen „Zufluchtsort[s] [...] für Suchende“ (NK: Großstadt-West 1)⁴⁶ oder in Lebenskrisen.

5.8. Das Pfarrhaus in der ehemaligen DDR

Neben der Krisenheterotopie kennt Foucault noch weitere Formen der Heterotopie: „Abweichungsheterotopien“, also Orte für „Menschen, die von der Norm“ abweichen,⁴⁷ und „Kompensationsheterotopien“⁴⁸, die auf ihre Weise gesellschaftliche Defizite ausgleichen. Im östlichen Bereich der Nordkirche kommen Erinnerungen zur Sprache, nach denen Pfarrhäuser tatsächlich als solche heterotopischen Orte erfahren wurden. Der Aspekt der Abweichungsheterotopie steht im Vordergrund, wenn das Pfarrhaus im Rückblick als „Ort der Opposition“ beschrieben wird (NK: Großstadt-Ost). Hier gab es Beratung für Kriegsdienstverweigerer, und an diesem „Ort der Gemeinschaft“ konnten auch Außenseiter und Oppositionelle ihren Platz finden. Als Beispiel werden „Schwule“ und „Punks“ genannt (NK: Großstadt-Ost). Der Aspekt der Kompensationsheterotopie gerät in den Blick, wenn die Rede auf den alternativen Informationszugang kommt: Im Pfarrhaus gab es Zugang zu „anderen Sendern“ und „anderen Medien“: „Wir haben hier mehr erfahren“ (NK: Großstadt-Ost).

Diese Voten illustrieren auf ihre Weise die Einschätzung eines Zeithistorikers, nach der das Pfarrhaus ein „letzter geduldeter Gegenentwurf zum SED-Staat“ und einen „geistigen Freiraum gegen den politischen Meinungsdruck der SED“ darstellte.⁴⁹ Bemerkenswert ist allerdings, dass für die Befragten die Funktion des Pfarrhauses als Abweichungsheterotopie an die

45 A.a.O., 165.

46 Die Bezeichnung als „Zufluchtsort“ wird hier auf Kirchen angewandt; der Kontext ist allerdings die Diskussion um das Pfarrhaus.

47 Löw (Anm. 21), 165.

48 Franz-Heinrich Beyer, Das „Eigene“ und das „Andere“ des Kirchengebäudes im gesellschaftlich-kulturellen Wandel, in: PTh 104 (2015), 117.

49 Siegfried Weichlein, Das Pfarrhaus, in: Christoph Marksches / Hubert Wolf (Hg.), Erinnerungsorte des Christentums, München 2010, 652. Vgl. auch Klehn (Anm. 4), 85.

besonderen Bedingungen einer Diktatur gekoppelt war. Mit dem Ende der DDR war sie Vergangenheit, „weil es ja auch gar keine Opposition gab oder geben musste“ (Rostock).

5.9. Die Zukunft der Pfarrhäuser

Eingangs wurde schon darauf hingewiesen: Das Pfarrhaus ist vielfach unter Veränderungsdruck, nicht zuletzt auch durch die Strukturreformen und die Frage, ob es für Pastorinnen und Pastoren noch eine attraktive Wohnform bietet. Außerdem stellt sich die Frage, ob Pfarrhäuser noch gebraucht werden. „Es verlagert sich jetzt praktisch alles in die Gemeindehäuser und die Pfarrbüros“ – so wird der Funktionsverlust vieler Pfarrhäuser in einer Fokusgruppe auf den Punkt gebracht (LW: Großstadt 1). Wie soll es in dieser Situation mit den Pfarrhäusern weitergehen?

Zwei Optionen werden in den Fokusgruppen diskutiert: die Umnutzung und der Verkauf von Pfarrhäusern. Beide Optionen setzen die Bereitschaft voraus, die Koppelung zwischen Pfarrperson und dem bisherigen Pfarrhaus aufzugeben. Hierbei gibt es durchaus Verständnis für das Interesse der Bewohnerinnen und Bewohner an Privatheit (LW: Großstadt 1) und an einem passenden und bezahlbaren Wohnraum (NK: Stadt-West / LW: Dorf 2). Allerdings wird die Aufgabe eines „alten Pfarrhauses“ auch mit Bedauern gesehen, weil eine „schöne Tradition“ abbricht und das Gebäude seine sakrale Atmosphäre verliert (NK: Stadt-West). Der Verkauf von Pfarrhäusern wird mit „verkaufte[r] Heimat“ gleichgesetzt; befürchtet wird ein weiterer Bedeutungsverlust der „Gemeinde“, wenn alles [...] austauschbar“ wird und „der Bezug der Gemeindeglieder zum Gemeindeleben immer weiter weg geht“ (LW: Stadt 2).

Hier zeigt sich eine bestimmte Vorstellungsroutine; sie ist auch da noch präsent, wenn für nicht mehr benötigte Pfarrhäuser bzw. Pfarrhausteile eine „öffentliche Nutzung“ gewünscht wird – zum Beispiel für einen „Kindergarten oder für soziale Zwecke“ (LW: Großstadt 1, vgl. auch NK: Stadt-West). Für eine solche Nutzung sprechen aus Sicht der Befragten jedoch auch pragmatische Gründe, nämlich die Größe. Darum kommt ein besonders großes Pfarrhaus, ein „Schloss“, als „gutes Mehrgenerationenhaus“ infrage. Der Umstand, dass der Einzug einer „Catering-Firma“ ins Erdgeschoss eines Pfarrhauses von den verantwortlichen Stellen abgelehnt wurde, entspricht ebenfalls der Vorstellung von der öffentlichen Nachnutzung (LW: Großstadt 1). Auch eine mehr oder weniger „halb-öffentliche“ Lösung wie der Verkauf an einen Physiotherapeuten wird in einer Fokusgruppe als gute Option angesehen. Diese Option gilt deshalb als besonders gelungen, weil der neue Besitzer das Gebäude nicht nur zu dienstlichen Zwecken öffnet, sondern einmal im Jahr auch zu einem „Kürbisfest“ einlädt:

„Irgendwie ist alles noch wie es war oder besser sogar. Das Haus wurde hergerichtet.“ (NK: Dorf-West)

Für die Option eines Verkaufs werden pragmatische Gründe angeführt: der finanzielle Erlös, aber auch der Umstand, dass man „irgendwann [...] mit alten Begegnungsstätten gesättigt“ ist (LW: Großstadt 1). Erleichtert wird der Gedanken an den Verkauf eines Pfarrhauses durch den Umstand, dass Kirchen aufgegeben werden, „obwohl das mal ein sakraler Raum war“ (LW: Großstadt 1). In einer Großstadt im östlichen Teil der Nordkirche stand der Eindruck im Vordergrund, dass es sich bei einem Pfarrhaus doch um eine recht marginale Größe handelt: „Das [der Verkauf eines Pfarrhauses] würde niemandem auffallen.“ (NK: Großstadt-Ost)

6. Resümee: Das Pfarrhaus als „institutionalisierter Raum“ im Wandel

Ist das Pfarrhaus noch ein „institutionalisierter Raum“, an den bestimmte Erwartungen, Vorstellungen und Erinnerungen geknüpft sind? Deutlich wurde, dass es das Pfarrhaus „doppelt“ gibt: Neben den konkreten biographischen Erinnerungen und dem Blick auf konkrete Pfarrhäuser gibt es ein generalisiertes Bild vom Pfarrhaus. Nach diesem generalisierten Bild ist das Pfarrhaus tatsächlich ein institutionalisierter Raum, der vor allem mit der Vorstellung einer Krisenheterotopie in Verbindung gebracht wird. Bei dieser Vorstellung ist die Kombination von Pfarrhaus und Pfarrperson genauso selbstverständlich vorausgesetzt wie die mehr oder weniger totale Erreichbarkeit der Pfarrperson.

Etwas anders ist das Bild, wenn es um konkrete Pfarrhäuser, Situationen und Entscheidungen geht. Bei der Kontaktaufnahme zur Pfarrperson haben sich die Routinen vollständig verändert: Hier spielt das Pfarrhaus als realer Ort keine besondere Rolle mehr, die elektronische Kommunikation oder die Einrichtung des Gemeindebüros sorgen für neue Kontaktwege.

Hier zeigt sich die „Veränderung von Gewohnheiten“ – nach Löw einer der Wege, auf denen „Raum abweichend von der [bisher üblichen] alltäglichen Praxis“ konstituiert wird.⁵⁰ Durch diese Veränderung wird das konkrete Pfarrhaus als realer Anlaufpunkt relativiert. Gleichzeitig gibt es die Entwicklung zur Fokussierung auf die Pfarrperson, auf ihre Authentizität. Auch hier ist ein konkretes Pfarrhaus im Grunde entbehrlich – es muss jedenfalls nicht mehr das traditionelle Pfarrhaus sein.

Trotzdem sprechen die Diskussionen in den Fokusgruppen nicht für einen flächendeckenden Abschied von den bisherigen Pfarrhäusern, sondern für einen differenzierten Umgang mit diesem Thema. Aus Sicht der

50 Löw (Anm. 21), 183. Die andere Möglichkeit ist die „Abweichung“ bzw. das „kreativ-gestalterische Handeln“.

„Öffentlichkeit“ sind nicht die mehr oder weniger verwechselbaren Pfarrhäuser relevant, die sich versteckt in irgendeiner Nebenstraße befinden (das trifft ja auf viele Pfarrhäuser in den Städten zu). Interessant sind die repräsentativen Gebäude in Ensemblelage mit der Kirche, die als Symbol taugen und sogar die Bedeutung als „Gotteshaus“ auf sich ziehen können. Ihre zeitgemäße Erhaltung und Sanierung wäre damit eine wichtige Aufgabe für das kirchliche Gebäudemanagement. Schwieriger scheint es, eine neue Dienstwohnung im Bewusstsein der Öffentlichkeit zu verankern – jedenfalls als „Pfarrhaus“ im emphatischen Sinn (NK: Stadt-West). Hier ist eine gezielte Kommunikation nötig.

Das Pfarrhaus wäre danach ein institutionalisierter Raum im Wandel. Zum Wirken der Pfarrperson gehört nicht mehr zwingend die Koppelung an ein Pfarrhaus: Auch aus Sicht etlicher Fokusgruppenteilnehmer ist die Dienstwohnungspflicht nicht ohne Alternative. Die Vorstellungen von den Bewohnerinnen und Bewohnern des Pfarrhauses haben sich verändert, die Anforderungen haben sich zum Teil liberalisiert. Trotzdem erscheint das Pfarrhaus – wo es in signifikanter Weise vorhanden ist – wie ein Resonanzraum, das dem Wirken der Pfarrperson mehr „Volumen“ geben kann.⁵¹ Aufseiten der Pfarrpersonen, die in einer solchen Dienstwohnung wohnen, setzt das den bewussten Umgang mit dieser öffentlichen Bedeutung des Pfarrhauses voraus. Jan Hermelink hat von der „Vorderbühne“ gesprochen, die das herkömmliche Pfarrhaus – neben seiner hoffentlich vorhandenen Eignung als „Hinterbühne“ – bereitstellt.⁵² Der bewusste Umgang mit dieser „Vorderbühne“ (die den Schutz der „Hinterbühne“ implizieren müsste) ist eine hohe Anforderung, hat aber nach Ausweis der Fokusgruppen auch seine Chancen:

„Ich weiß es zum Beispiel auch aus dem ländlichen Raum [...] da findet regelmäßig halt irgendein Fest beim Pfarrer statt, zu irgendwas, wo auch das ganze Dorf dann hingeht. Auch die, die nicht in der Kirche sind.“ (NK: Großstadt-Ost)

Dr. theol. Gunther Schendel, Jahrgang 1964, Pastor der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers, ist Referent des Sozialwissenschaftlichen Institut (SI) der EKD, Arnswaldtstr. 6, 30159 Hannover.

E-Mail: gunther.schendel@si-ekd.de

51 In einer Fokusgruppe wird die „darstellende“ Bedeutung des Pfarrhauses beschrieben: „[...] es [ist] gut, wenn er dieses Amt eben durch ein Gebäude darstellt“ (LW Dorf 1).

52 Jan Hermelink, Von der Vorderbühne zur Hinterbühne. Vermutungen über den Bedeutungswandel des pastoralen Wohnens, in: ders.: Kirche leiten (Anm. 7), 145 – 150.